

Sven Papcke

Auf dem Weg in die Moderne Tendenzen zunehmender Ungleichheit und Entsolidarisierung

Prof. Dr. Sven Papcke, geb. 1939 in Hamburg, Studium der Geschichte und Soziologie in Hamburg und London, war von 1968 an wissenschaftlicher Assistent an der Ruhr-Universität Bochum, 1973 Assistenzprofessor an der FU Berlin und ist seit 1974 Professor für Soziologie an der Universität Münster.

Ein riesiger Sockel an Arbeitslosigkeit, bald 20 Millionen EG-Bürger sind ohne Beschäftigung; ganze Wirtschaftszweige sterben aus; eine Krise der Staatsfinanzen verschärft den internationalen Konjunkturstau; wachsende Armut, die aus der „Arbeitslosenrutsche“ ständig gespeist wird: Dies Bühnenbild ist der Öffentlichkeit seit Jahren bestens vertraut. Was sich daraus ergeben könnte, ist schon schwieriger auf den Begriff zu bringen. Warum werden diese Betrübnlichkeiten hingenommen, ohne eine breite Empörung freizusetzen? Wieso erhalten die Konservativen und keineswegs die Linksparteien Auftrieb? Weswegen haben es die Gewerkschaften so schwer, ihre Mitglieder bei der Stange zu halten und im Bedarfsfall in Bewegung zu setzen? Oder anders: Wie hängen Krise und Entsolidarisierung miteinander zusammen? Welche Auswirkungen hat der gegenwärtige Strukturwandel auf die politischen Mechanismen? Wird es eine Herausforderung der Demokratie sein? Oder steuern wir in eine Risikogesellschaft ohne Ausweg?

Es scheint geboten, mit Nachdruck darauf hinzuweisen, daß die Demokratie weder als „Herrschaft von Gruppen oder Verbänden“ gedacht war, noch als Altersversorgung einer Politiker-Kaste, die mit Max Weber nicht mehr „für“, sondern nurmehr „von“ der Politik lebt und dazu neigt, die soziale Bodenhaftung zu verlieren. Das läßt sich heute leicht vergessen, wenn auch in unseren Breitengraden ein Skandal den anderen ablöst und man lebhaft an jene

„Durchkorrumpierung“ von Amt und Macht erinnert wird, die der englische Schriftsteller George Orwell in seiner „Farm der Tiere“ (1945) so trefflich geschildert hat.

Herausforderung der Demokratie

So war das anfangs keineswegs beabsichtigt. Die „Herausforderung der Demokratie“ kann vielmehr ins Gedächtnis rufen, daß jenes politische Modell der *Selbstregierung* ursprünglich einmal den Willen zur Mündigkeit einer von Vorrechten gedrückten Bevölkerung vertrat. Diese Idee verrät somit nicht nur den Anspruch auf Eigenverantwortung. Sie beschreibt auch - um mit Jean Jacques Rousseau zu sprechen - eine Art von „Ziviltheologie“. Diese Klang beispielsweise in der „Menschenrechtserklärung“ vom August 1789 an, die seither wenigstens formal als Maßstab politischer Zivilisierung ihren Siegeszug um die Erde antrat. „Freiheit“, „Gleichheit“ und „Brüderlichkeit“, diese moralischen Losungen, wie Sozialgebilde besser zu gestalten seien, stellten ihrerseits aber keineswegs glänzende Kopfgeburten einer französischsprachigen Sternstunde der Menschheit dar. Stichwörter wie diese haben vielmehr eine lange Tradition. Sie bringen gleichsam - allerdings in Paris zum ersten Mal positiv ins Praktisch-Politische gewendet - die *schlechten* Erfahrungen der europäischen Kulturentwicklung zum Ausdruck, die sich auf der Ebene der Staatenpolitik nicht nur wie eine Fortsetzung des Peleponnesischen Krieges ausnahm, sondern auch als Unterdrückungs-Chronik zu lesen ist. Aber immerhin: Die europäische Kultur zeigte sich lernfähig, das wurde im 18. Jahrhundert erkennbar. Ideen wie Freizügigkeit, Rechtmäßigkeit und Toleranz lassen sich als Antworten auf das geschichts-notorische Elend der Verfeindungs, Unterdrückung und Ausbeutung verstehen, mithin zielten sie auch auf kostengünstigere Regelungen der modernen Vergesellschaftungs-Probleme. Diese politische Einsicht war freilich nur möglich, weil man an ältere Sozial-Ethiken anknüpfen konnte, wie sie etwa mit dem christlichen Entwurf einer individual-wertigen Lebenswelt verbunden sind.

Die provokante Frage der Kirchenväter: „Was wären Staaten anderes als größere Räuberbanden, wenn sie nicht Gerechtigkeit übten?“ ist eine Grundfrage aller Politik. Nur im europäischen Erdteil hat sich weltliche Herrschaft immer „rechtfertigen“ müssen gegenüber denen, die gehorchten. Dieser Rechtfertigungs-Druck, dem alle Herrschaft unterlag, ist mithin auch die geheime Quelle des späten Siegeszuges demokratischer Vorstellungen.

Sind das nicht alte Hüte? Selbst wenn auf der 5. Bildungspolitischen Konferenz des DGB im vergangenen November sehr zu Recht verlangt wurde, Begriffe wie Freiheit, Gleichheit und Solidarität von Arbeitnehmerseite neu zu besetzen? Wirkt die Menschenrechts-Tradition heute nicht eher abgestanden, vor allem wenn man dagegen hält, daß die Geschichte trotz aller schönen Worte auch weiterhin durch Blut und Tränen gewatet ist, anstatt sich nach den wertvollen Verhaltensregeln zu richten?

Ratlosigkeit

Der *Weg in die Moderne* gleicht eher einer Echternacher Springprozeession denn jener Alexander-Tat, entschlossen den Knoten zu lösen. Warum ist das so? Ein Rückblick erweist, daß dieselbe *Ratlosigkeit*, die uns heute angesichts der fehlenden Wegweiser in die „Postmoderne“ überfällt, bereits den Weg in die Frühmoderne überschattete. Als sich die Moralökonomie Alteuropas auf das unübersehbare Experiment einer selbstläufigen, durch die Ehe von Technik und Kapital angetriebenen Industrialisierung einließ, begann ein Ritt über den Bodensee, und wir wissen bekanntlich noch heute nicht, wo er enden wird. Bereits im frühen 18. Jahrhundert beklagte der englische Dichter Alexander Pope, daß die Vergangenheit nicht länger die Gegenwart erhellt, von der Zukunft ganz zu schweigen.

Schon ein flüchtiger Blick in die Technik-Geschichte erweist, daß die Menschen noch allemal das, was sie konnten, auch hergestellt haben: Ihr Handeln orientiert sich offenbar am Möglichen und nicht am Vernünftigen. Das war riskant, wie wir Nachfahren erkennen, aber dennoch ist Kulturpessimismus fehl am Platze, der außerdem leicht zur Gleichmütigkeit verführt. Aufschlußreich bleibt solcher Kulturpessimismus hingegen als Schadensmelder: Man kann an ihm ablesen, welche Überforderungen der Wandel jeweils transportierte. Allerdings sollten die fortschritts-freundlichen Stimmen nicht geringgeschätzt werden. Aller berechtigten Kritik am „Projekt Moderne“, derentwegen Odo Marquard heute eine „Wacht am Nein“ fordert, hat gegenübergestellt zu werden, daß der Fortschritt mitnichten *nur* „Fort-Schrott“ erbrachte, wie das heute manchmal scheinen mag. Wem das nicht mehr deutlich ist, dem seien jene „Kindertotenlieder“ des Dichters Friedrich Rückert als Lektüre empfohlen, der - neben anderen Verlusten - um die Jahreswende 1833/1834 innerhalb weniger Tage gleich mehrere Kinder an Scharlach verlor, dank der Medizin heute eine eher harmlose Erkrankung. Nicht der Fortschritt ist das Problem, sondern seine ungewollten Nebenfolgen. Denn mit der endgültigen Durchsetzung der kapitalistisch verwalteten Industrialisierung in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wurde der Wandel selbstläufig und damit zu einem *Sachzwang*. Erst heute, beim Übergang zur sogenannten „Postmoderne“, wird offenbar, was es heißt, keine Alternative zum Fortschritt mehr zu haben, selbst wenn mittlerweile seine Kosten größer zu werden drohen als sein Nutzen, und das ist selbst offenbar schon eine Definition von „Postmoderne“.

Zunächst ist an *zwei Faktoren* zu erinnern, um einen angemessenen Ausgangspunkt für Überlegungen zu gewinnen, wie - zumindest im Entwurf - die Postmoderne zu gestalten wäre, damit sie tatsächlich das leistet, wozu die Menschen die Technisierung ihrer Welt vormals eingeleitet haben: nämlich das größte Glück der größten Zahl zu mehren. Solche Ziel-Bestimmung ist auch in unserem Fragenkreis von äußerster Wichtigkeit, weil einzig die Festlegung dessen, was sein sollte, es erlaubt, das Abzulehnende überhaupt noch einzukreisen.

Rationalisierungsoffer

Die Moderne ist zuerst in der „Aufklärung“ auf den Begriff gebracht worden. Das war noch vor der Phase der Frühindustrialisierung, die dann mit harter Hand nicht nur die Verelendung auslöste, sondern auch eine bestürzende Desorientierung der Epoche in Gang setzte, die sich als Entfremdungsdiskussion bis auf unsere Tage hält. Allerdings konnte die Aufklärung ihrerseits auf eine lange Zeit zurückblicken, in der Alteuropa mit Feuer und Schwert die Bedürfnisse der Bevölkerung mißachtete. Karl Marx hat ebenso wie Max Weber von einer wahrhaften „Selbstkolonisierung“ des Alten Kontinentes gesprochen: Hinter dem Rücken der Menschen sah sich eine Unterwerfung des „homo ludens“ oder mittelalterlichen „Spielmenschen“ durch den Wirtschaftsmenschen inszeniert. Etwas einseitig faßte die Aufklärung nur die erfreulichen Möglichkeiten dieses Geschehens zusammen: „Entwicklung“ hieß bei ihr vor allem das Aufräumen mit altständischen Regem, die unvernünftig wirkten und damit auch den Gesetzen der Moderne nicht länger genügten, welche wenigstens die Vertrags-Freiheit und Markt-Gleichheit der Individuen verlangte. Damit verbunden war der Entwurf einer *Subjektphilosophie* - wie ihn beispielsweise Kant oder Fichte in Deutschland auf einen Begriff zu bringen suchten-, wonach alle Sozialveranstaltungen den vornehmsten Zweck hätten, das Glück des einzelnen zu befördern. Grundbedingung dafür war, daß der Mensch *Selbstzweck* sei, nie aber Zweck für fremde Zwecke sein dürfe. Diesen Leitsatz gilt es im Gedächtnis zu behalten, denn einzig der subjektphilosophische Ansatz bietet eine feste Grundlage, um überhaupt zu verstehen, was dann als „Pathogenese“, also als „Krankengeschichte der bürgerlichen Welt“ über die Gegenwart hereinbrach. Diese Formel beklagt, daß der von den Aufklärern erwartete Einklang verständiger Sozialmitglieder ausblieb; desweiteren, daß sich den Zeitgenossen die Industrie-Aera als eine einzige Angstkrise aufdrängte, die den französischen Gelehrten Tocqueville zu dem Seufzer veranlaßte: Wir leben auf einem Vulkan! Die „Pathogenese der bürgerlichen Welt“ bezeichnet aber einen noch schlimmeren Zustand, an dem wir weiterhin würgen. Um zu verstehen, was gemeint ist, muß man sich einen Augenblick mit der neuzeitlichen „Nützlichkeitslehre“ (dem sogenannten „Utilitarismus“) als *der* entscheidenden Philosophie der Moderne befassen. Jener Fortschritt, den man anfangs begeistert begrüßte und der sich auch mit großartigen Leistungen bedankte, hatte nämlich gleichwohl die unangenehme Konsequenz, sehr schnell seiner *eigenen Logik* zu folgen, nicht aber mehr den Versprechen von Glück des zuständigen Philosophen Jeremy Bentham. Keineswegs dies Glück, nicht einmal die „menschlichen Wünsche“ standen bald im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, sondern ein der *Rendite* verpflichtetes Nützlichkeitsdenken, das „die Menschen“ selbst zunehmend als reine Verwertungs-Größe betrachtete. Vom Menschen als Selbstzweck, dem alle Mittel dienen sollten, war kaum mehr die Rede, der Utilitarismus förderte vielmehr die neuzeitliche Kehre zu einer Objektphilosophie, wie sie heute auch hierzu-lande etwa von Soziologen wie Niklas Luhmann angepriesen wird.

In ihrer „Dialektik der Aufklärung“ haben Adorno und Horkheimer bereits nachgezeichnet, wie hier Wohltat in Plage umschlägt, immer mit den besten Gründen, versteht sich. Die Losung vom „Projekt der Moderne“ meint mithin auch die Verdinglichung der Weltbewältigungs-Hilfen zum Selbst-Zweck, wobei die Nützlichkeit des Fortschritts im ursprünglichen Sinne immer zweifelhafter wird. Mittlerweile scheint die Ernüchterung freilich so weit gediehen, daß sich erkennen läßt: Der Mensch selbst wird mehr und mehr zum eigentlichen Sicherheitsrisiko seiner Gerätewelt. Mit dem „Risiko“-Begriff ist vielleicht *das* Hauptthema der menschlichen Geschichte überhaupt angesprochen, aber in der bisherigen Chronik der Vergesellschaftung hielten sich solche Risiken wenigstens in natürlichen Grenzen. Demgegenüber scheint sich heutigentags die Beziehung von „Risiko“ und „Kultur“, grundsätzlicher noch von „Risiko“ und „Natur“ entscheidend zu ändern. Eine enthemmte Wissenschaftszivilisation, die sich zunehmend automatisiert und roboterisiert, droht dem Gattungswesen Mensch inzwischen seine Entscheidungsfreiheit ebenso wie seine Um-Welt zu nehmen. Demnächst wird er sich die Frage gefallen lassen müssen, noch dazu von seinen eigenen Werkzeugen, wozu *er* eigentlich weiterhin zu gebrauchen sei? Aber ganz abgesehen einmal von diesem Grenzkrisiko: Mit Ulrich Beck läßt sich auch von einer alltäglichen Risikomehrung sprechen. Durch die Vernetzung, Gestaltlosigkeit und Beschleunigung des Wandels ist inzwischen jede Berechenbarkeit auf der Grundlage biographischer Zeiträume überholt, die Lebensplanung wird immer schwieriger. In der Sache sieht sich damit freilich nur verschärft, was uns seit der Frühindustrialisierung sowieso verstört: Die Menschheit hat sich offenbar durch das, was sie selbst mit der Technik einst hoffnungsfroh auslöste, gehörig überfordert, wie Goethe es bereits 1797 mit seinem Gedicht „Der Zauberlehrling“ kommen sah:

Herr, die Not ist groß!¹
Die ich rief die Geister,
Werd' ich nun nicht los.

Der „Hexenmeister“ freilich, der dann im Gedicht doch noch alles zum Guten wenden kann, wer sollte das heute noch sein? An wen kann sich die Epoche wenden? Vielleicht an jene Kraft, der wir diese Entwicklung überhaupt erst zu verdanken haben? In einem Zweizeiler seines Gedichtes formuliert Goethe beiläufig auch die Voraussetzung dessen, was Immanuel Kant als den „Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit“ bezeichnet wissen wollte:

Auf zwei Beinen stehe.
Oben sei ein Kopf!

Arbeiterbewegung

Das führt zu dem *zweiten* Faktor, an den erinnert werden soll: Oben sei ein Kopf! Schön wäre es ja, es ist aber nicht erst seit dem Frühindustrialismus so, daß die Vernunft zu schweigen vorzieht, wenn und wo das Interesse redet. Das Aufklärungsprogramm stellt zweifellos die grundlegende Formulierung dar,

wie gedeihliche Sozialverhältnisse zu bewerkstelligen wären. Nur in diesem Denkkreis ist verstanden worden, worum es eigentlich in der Moderne ging. „Von den Menschen leben die einen als Masttiere, die anderen aber als Lasttiere“, so hat 1792 der deutsche Aufklärer (so etwas gab es nämlich auch) Franz Heinrich Ziegenhagen geklagt. Doch der (mit Altbundeskanzler Helmut Schmidt zu sprechen) „nackte Kapitalismus“ als Hauptmotor der Moderne war aus sich heraus nicht willens oder fähig, die Wohllaute der Aufklärung auch einzulösen. Eher umgekehrt, der von der Fabrikwelt angestellte Verstand verlor allzubald nicht nur seine Unabhängigkeit, sondern auch die Fähigkeit zu Abstand und Selbstkritik. Als Teil des Sinn- beziehungsweise Erzwingungsstabes verzichtete er damit freilich auch auf jeden Überblick, auch er vermochte - etwa als Prognostik und Planung - bald nicht mehr all die Formverwandlungen der Moderne in Großtechnik, Großverschmutzung, Großkomplexe, Großkrisen, Großmächte und so fort zu verstehen.

Die schönen Versprechen der Aufklärung mußten mithin erst von interessierter Seite als *ihr* Befreiungs-Programm anerkannt werden, um sie für die Moderne doch noch fruchtbar zu machen. Erst als jene „Lasttiere“, von denen Ziegenhagen gesprochen hatte, die Losungen der Aufklärung lesen lernten und mit der Formel „Wissen ist Macht“ ihrerseits daran gingen, Rechte für sich zu beanspruchen, war in der Neuzeit mit der *Arbeiterbewegung* eine Instanz geschaffen, die mit dem moralischen Gerüst der vom Besitzbürgertum vernachlässigten Aufklärung endlich eine Lebens- und Arbeitswelt einzurichten suchte, in der Zustände wie Gerechtigkeit, Freiheit oder auch Gleichheit tatsächlich mit Leben erfüllbar waren.

Aus dem Modernisierungs-Schub der Frühmoderne lassen sich einige Lehren ziehen, die auch an der Schwelle zur Postmoderne wichtig sind:

- Der kapitalistisch verwaltete Industrialismus enthält aus sich heraus überhaupt keine Tendenzen zur Humanisierung, er bietet allerdings die materielle Grundlage, auf der die Lebenschancen durch Verteilung erweitert werden können.
- Der mit der Moderne entfesselte Zweck-Verstand enthält an sich keine Bindung an das Menschliche als „Maß aller Dinge“, wie es noch die Aufklärung erwartet hat.
- Die mit der Moderne einhergehende Entfremdung ist zwar zugleich die Voraussetzung der neuzeitlichen Freizügigkeit, sie hat aber nicht nur die Tendenz, den Beteiligten über den Kopf zu wachsen, sie beginnt als Verdinglichung mittlerweile auch, die Freiräume wieder einzuschränken.

Insgesamt also ein durchaus zwiespältiges Bild, das die Moderne gezeichnet hat. Sie versprach ein Niveau der Güterversorgung, das in der Geschichte einmalig ist, die guten Anlagen schlugen ihr aber auch aus als Belastung. Daß nicht alles noch viel schlimmer kam, verdankt sich einzig und allein der historischen Einmischung der Arbeiterbewegung. Dem Wechselspiel von Kapital und Arbeitskraft fiel eine zentrale Rolle zu. Denn die von der Sozialopposition

errungenen Ansprüche verbesserten langfristig das Verteilungsklima und machten so letztlich auch die Demokratie als politische Gestaltungsform überhaupt erst zustimmungsfähig. Damit aber haben wir endlich das soziologisch entscheidende Phänomen im Blick, das auch heute noch - oder heute wieder - von ausschlaggebender Bedeutung ist: Denn einzig dem *gesellschaftlichen Dissensvolumen*, der Bereitschaft der vielen zum Widerspruch also, war es zu danken, so erweist der Rückblick, daß das Projekt Moderne nicht schon lange mittels seiner „universellen Herrschaft *absoluter* Skrupellosigkeit" tatsächlich auch in jenes „stahlharte Gehäuse der Hörigkeit" führte, von dem Max Weber schon so furchtsam gesprochen hat.

Entsolidarisierung

Der Gang der Moderne ist also zu verstehen als mühsamer Lern-Vorgang, in dem die Unterschichten ihre Einbindung vergütet erhielten durch eine Besser-Ausstattung ihrer Lebenslage. Diese „Annäherung der Unterschichten an die Gütergemeinschaft" ging dabei mit Wilhelm Röscher freilich keineswegs „von der Liebe der Reichen" aus, mit Karl Marx erwies sich vielmehr, daß es einzig die „Stärke der Schwachen" war, die - im Interesse der Erträglichkeit des Gesamtsystems - für Sozial- und Lebensverbesserungen sorgte, der „Schwäche der Starken" hingegen war selten etwas zu verdanken. An der Schwelle der Postmoderne, umgeben von einer Risikogesellschaft neuen Typs, scheinen diese Lehren der Frühmoderne keineswegs veraltet. Wie ist das zu verstehen? Wer sich nicht wehrt, dem geschieht auch kein Unrecht! - diese Regel aus der Diplomatie gilt offenbar auch heute noch gegenüber den Zumutungen des Industriealltags.

„Ohne Zweifel erschrecken wir gegenwärtig", so hat der Soziologe Luhmann kürzlich vermerkt, „wenn wir unsere Gesellschaft betrachten, die wir, so wie sie ist, weder gewollt noch hervorgebracht haben". Aber dies Erschrecken - und das ist im eigentlichen erschreckend - wird doch immer gegenstandsloser, die Wandelabläufe haben sich derart vervielfältigt, entpersönlicht und beschleunigt, daß Ursache und Wirkung kaum mehr auseinanderzuhalten sind. Überdies macht die zunehmende Internationalisierung das Geschehen noch unübersichtlicher. Und weiter, im Zeitalter des Computers, das Rolf Kreibich eine „Wissenschaftsgesellschaft" nennt, die alle sozialen Kernspaltungen des Kohle- oder auch schon des Atomzeitalters hinter sich läßt, gesellt sich den erwähnten Risiken der Moderne noch ein anderes Risiko hinzu, das eher unerwartet ist und neue Fragen aufwirft. Worum es dabei geht: Daß sich die Benachteiligten am Ende ihren Schneid abkaufen lassen könnten und dadurch mit dem „Protest" auch das Überlebenselexier der Moderne versiegen würde. Als das Prognos-Institut vor Jahren zu Beginn der Hoch-Arbeitslosigkeit keinen Anlaß zur Sorge sah, da die Bundesrepublik bis zu 7 Millionen Arbeitslose verkraften könne, ohne großflächige Unruhen zu riskieren, da klang das noch wie lautes Singen im dunklen Wald. Wie stabil aber ist jenes soziale und demokratische Dissens-Volumen wirklich, das bisher jedenfalls das „Projekt Moderne" lebenswert erhalten konnte?

Im Frühjahr 1906 veröffentlichte der Soziologe Werner Sombart unter dem Titel „Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus?“ eine Studie über die drüben herrschende Dollar-Mentalität. Seine These, in den USA bestehe zwar kein Sozialismus in Form jener „Stärke der Vielen“, wohl aber ein Art von - wie es heißt - „weißer Sozialismus“, nimmt Tendenzen vorweg, die heute auch woanders zu beobachten sind. „Weißer Sozialismus“ bedeutet dabei, daß jedermann für sich soviel wie möglich herauschlagen will, koste es was es wolle. Solidarität scheint diesem Bemühen eher störend zu sein. Schon zur Zeit, als Sombart nach Amerika schaute, gab es jenseits des Großen Teiches keine wirkliche Arbeiterbewegung, weder als Gewerkschaft noch als Linkspartei. Der Wettbewerb der Arbeiter untereinander verhinderte jede *systematische* Einsprache und entsprechend karg ist - trotz späterer Staatseingriffe - noch heute die amerikanische „Sozial-Ausstattung“.

Vergleichbare Tendenzen gibt es gegenwärtig auch bei uns: Untersuchungen etwa über das Arbeiterbewußtsein in der Krise erweisen die Entsolidarisierung ebenso wie die öffentliche Duldung der Langzeitarbeitslosigkeit. Im Ergebnis droht die Ellenbogenmentalität unserer Tage zu der sprichwörtlichen Zwei-Drittel-Gesellschaft zu führen. Womit wir wieder da angelangt wären, wo Benjamin Disraeli Mitte des 19. Jahrhunderts von den zwei Nationen in einem Volk sprach - den Armen und den Reichen -, und damit auch an einem Punkt, an dem etwa die Gewerkschaften ihren Auftrag dringend der neuen Situation anpassen müssen. Die Wahlforschung hat jüngst gezeigt, daß durch Veränderungen des Schicht-Aufbaus auch das Zusammenstehen überkommener Milieus immer weiter zerfällt - vor unseren Augen spielt sich eine großflächige Sozial-Verinselung ab. Die Ansprüche und Vorstellungen der unterschiedlichen Lagerungen der Arbeitnehmerschaft, obschon weiterhin arbeitsrechtlich lohnabhängig, fallen inzwischen derart auseinander, daß sich kaum mehr einheitliche Zielideale finden lassen. Das beunruhigt nicht nur die großen Volksparteien, auch die Gewerkschaften stehen vor großen Schwierigkeiten.¹

Zerfaserung

Das Problem läßt sich an Fragen der gegenwärtigen Arbeitszeit-Politik beleuchten. Wir wissen, daß die Macht der Gewerkschaften als Interessenvertreter des ideellen Gesamtarbeiters einzig in der Chance besteht, im Konfliktfall die Arbeitskraft durch Streiks *gezielt* verknappen zu können. Um diese Fähigkeit zu erhalten, beharren die Gewerkschaften in ihrem Streit um die 35-Stunden-Woche folgerichtig auf einer linearen Arbeitszeitverkürzung. Dadurch lassen sich mehrere Fliegen mit einer Klappe schlagen. Zu erreichen wäre derart

- eine Minderung der Belastungen am Arbeitsplatz (Humanisierungsaspekt),
- eine Milderung der Zeitknechtschaft (Wohlfahrtsaspekt),
- eine Verkürzung der Arbeitszeit (Einkommensaspekt),

¹ Vgl. S. W. Revel, Umbrüche in der Wirtschaftsstruktur als Herausforderung für die Gewerkschaften, in: WSI-Mitteilungen 11 (1987), S. 664 ff.

- die Kontrolle des Angebots am Arbeitsmarkt (Machtaspekt) und
- die Schaffung von Arbeitsplätzen (Beschäftigungsaspekt).

Wird diese Linie aufgeweicht oder ist sie nicht durchzusetzen, weil man sich, laut Karl Kautsky, auch *zu friedlich* verhalten kann, was genauso falsch ist wie überbordender Radikalismus, dann wären die Folgen einer durchgängigen Arbeitszeit-Flexibilisierung schlimm. Dann

- findet eine Aushöhlung der Normen des generellen Arbeits- und Tarifvertragsrechts statt;
- zerbröckelt die kollektive Erfahrungsgrundlage der Organisationspraxis, was eine unübersehbare Schwächung der eigenen Vertretungskörperschaften zur Folge hätte;
- schrumpft die Geltung von Tarifverträgen, so daß eine *allgemeine* Durchsetzung von Arbeitnehmer-Belangen erschwert würde;
- wird über kurz oder lang die Möglichkeit zur gezielten Verknappung der Arbeitskraft blockiert, das Kampfmittel des Streiks würde erst stumpf und dann rostig;
- verlieren die Gewerkschaften ihren Biß und damit auch alle Anziehungskraft als Druckgruppe der sozial Schwächeren;
- werden die Leistungsansprüche an die Vollbeschäftigten ungehemmt weiter steigen.

Der Arbeitszeitstandard erweist sich mithin nicht nur als Schutz vor der gegenseitigen Konkurrenz der „Arbeitskraft-Anbieter“; er berührt unmittelbar auch die Grundlagen gewerkschaftlicher Macht. Überdies ist er eine Sperrklinke zur Sicherung des Erreichten und damit zugleich die Garantie wenigstens der *Auskömmlichkeit* auch unter den erschwerten Bedingungen der soundsovielten Industrierevolution, die uns heute überrollt.

Gemeinwohl

Was solche Modernität ohne Gegenwehr hieße, das hat der Arbeiterdichter Knut Becker erst kürzlich in seinem Vers „Neue Techniken“ durch den Verweis auf die *Gegenwart der Vergangenheit* ansprechend verdeutlicht:

Erst
hatten sie
gesagt
im Betrieb
käme eine
neue Technik.
Aber die Art
wie die
mich
rausgeschmissen
haben
war dann doch
ihre alte
bewährte
Technik.

Die Moderne war nie besser oder schlechter als heute. Auch das Problem-Aufkommen war früher nicht geringer, eher umgekehrt. Und obschon die Risikogesellschaft der Moderne - als Folge der Modernisierung - noch risikoreicher geworden sein mag, sind jedenfalls die Sozialkonflikte nicht moderner, höchstens anders geworden. Die Zunahme von Ungleichheit als Folge abnehmender Solidarität, genau das ist heute das Kernproblem. Offenbar bestanden in der Bevölkerung bislang noch Überreste jener vorindustriellen Moral-Ökonomie, die es erlaubten, Solidarität zu empfinden und zu organisieren. Mittlerweile aber hat sich die Bezugsgruppe jener Solidar-Vereinigungen verändert, die als Arbeiterbewegung ursprünglich der Moderne ihre Sozial-Ausstattung und damit die Erträglichkeit abzutrotzen mußte. *Das also wäre das eigentliche Sozial-Risiko der Gegenwart:* Die Schwachen werden noch schwächer, weil sie nicht mehr zusammenhalten können. Dafür gibt es objektive Erklärungsgründe: Die gesellschaftliche Komplexität wächst und wächst, Absonderungs- und Anonymisierungsprozesse fördern die Vereinzelung, wodurch der Protest der Individuen ebenso erschwert wird wie der Versuch, durch Mitsprache das Ausgeliefertsein an den blinden Wandel abzufedern. Dabei werden die Folgeschäden in Arbeitswelt, Lebenswelt und Umwelt immer großrahmiger und beängstigender. Immer nötiger wäre mithin nicht nur die Bereitstellung eines verbindlichen *Bedürfnis-Kanons* durch die Vertretungskörperschaften der Betroffenen, damit diese ihre Belange auch wiederfinden; wichtig ist auch Gegenwehr, nur erlebbare Solidarität läßt den Mut nicht sinken. Nur weil man im sozialen Fahrstuhl ein paar Etagen höher gefahren ist und als Gesellschaft unzählige Milliarden für den Urlaub ausgeben kann, bleibt man doch einem Modernisierungs-Prozeß ausgeliefert, den selbst diejenigen kaum mehr erfassen, die ihn vorantreiben.

Indem die Arbeiterbewegung mehr Gerechtigkeit für die Bevölkerung anstrebte, hat sie immer auch das *Gemeinwohl* gefördert. Genau diese Rolle ist jüngst von der 13. Vertrauensleutekonferenz der IG Metall in Frankfurt sehr zu Recht noch einmal herausgestrichen worden. Sollte diese Leistung aber mangels Zusammenhalt hinfert entfallen, dann erleidet die Moderne insgesamt einen schlimmen Verlust. Solidarisierungs-Elan ist also geboten, und zwar nicht nur, damit die Arbeitnehmer „trotz ihres ehrlichen Strebens letztendlich nicht doch wiederum die Betroffenen sind“, wovon Hans Böckler schon auf dem Gründungskongreß des DGB im Jahr 1949 warnte. Zur Wahrung dieser Widerspruchskraft bedarf es gesteigerter Anstrengungen, bei der gewerkschaftlichen Programm-Formulierung und in der betrieblichen wie gesamtgesellschaftlichen Politik. Das betrifft aber auch die Aufklärung der Mitglieder über das, was heute eigentlich vor sich geht. Warum die neue Wende zum Konservatismus? Warum die Nostalgie des Zeitgeistes? Die Flucht in die kleine Idylle? Wieso der Kinderglaube an die Selbsthilfe angesichts riesiger und vernetzter Anstalten? Dazu gehört auch die Abwehr jener Schweizergarden des Kapitals, die ideologisch nach wie vor das Vorgestern beackern; so Friedrich von Hayek, um nur ein Beispiel anzuführen, der jüngst den Begriff „sozial“ als »Wiesel-Wort par excellence« bezeichnete, das an allem Schuld

sei. Solidarität als Gefährdung der Moderne? Ist es nicht genau umgekehrt, gerade auch wenn wir an die abendländische Politik-Tradition denken, die sonst von dieser Seite so gern in Anspruch genommen wird?

Dem Ideal des „Gemein-Wohls“ bläst heute heftiger Wind ins Gesicht. Angesichts der entfesselten Technikmoderne mit ihrer Förderung von In-Formation, Künstlicher Intelligenz, Genmanipulation und ähnlichem mehr scheint jene ehrwürdige *Subjektphilosophie* allerorten auf Abruf zu stehen. Ob aber nun der Rückfall in die Vormoderne droht oder doch jenes „Projekt Moderne“ fortgeführt werden kann, das schon die Aufklärung im Auge hatte, das wird noch im 20. Jahrhundert entschieden. Sicher jedoch scheint schon jetzt zu sein: Sieht sich der Mensch mit seinen Bedürfnissen erst aus dem Mittelpunkt des Sozialdenkens verbannt, dann gewinnt eine postmoderne Sachlichkeit die Oberhand, der wir nunmehr lästig fallen. Hier sind nicht nur die Gewerkschaften, hier ist der Zeitgeist insgesamt gefordert. Was könnte uns sonst die Zukunft noch bedeuten?